

# Zur Struktur lebensgeschichtlicher Erinnerungsformen

Heide Appelsmeyer

**Zusammenfassung:** Am Beispiel bestimmter methodologischer und text-theoretischer Orientierungen im Rahmen der narrativen Biographieforschung soll die Relevanz einer kulturpsychologischen Orientierung für die Psychologie verdeutlicht werden. Der mit dem Narrativismus Fritz Schützes häufig verbundene Anspruch, die alltägliche Handlungs- und Erfahrungswirklichkeit der Vergangenheit wiederzugeben, wird dabei auf der Grundlage zeittheoretischer Ausführungen im Anschluß an Alfred Schütz kritisch diskutiert. Lebensgeschichtliche Erzählungen werden als kulturell fundierte und formgeprägte Darstellungsweisen bestimmt, deren Funktion in der (Re-)Produktion einer intersubjektiv geteilten Wirklichkeit gesehen wird.

**Abstract:** In the discussion of certain epistemological and methodological positions in the life history approach it is argued for a conceptual framework provided by cultural psychology. Elements of Alfred Schütz's time theory are focussed to review an assumption of Fritz Schütz's narrativism: the assumption, that narratives are representations of past time actions and everyday experiences. It is pointed out, that narratives are experience structuring models, that are part of the cultural practices founding intersubjectivity and a common reality.

Mündliche Erfahrungsrekapitulationen, wie sie im Rahmen lebensgeschichtlicher Erzählungen erfolgen, gelten nicht nur innerhalb alltäglicher Kommunikationssituationen, sondern auch bezüglich sozialwissenschaftlicher Interviewsituationen als quasi „natürliches“ Medium, mit dessen Hilfe wir Zugang zu subjektiven Welten vergangener Erfahrungs- und Erlebniszusammenhänge gewinnen können. Sie ermöglichen es scheinbar, sowohl die Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit des erzählenden Individuums - dessen persönliche Identität - zum Ausdruck zu bringen wie auch Zugang zur Handlungs- und Erlebnismöglichkeit des Alltags zu gewinnen.

Die Bezugnahme auf Erzählungen im Rahmen der psychologischen Erkenntnisbildung würde damit Perspektiven eröffnen, die auch jene im Zuge der Etablierung der psychologischen Kognitionswissenschaft marginalisierten Bereich des „Inneren“ rehabilitiert. Intentionen, Gedanken und Gefühle, also Erfahrungsbereiche, die allenfalls im Sinne von „subjektiven“ Begleitumständen „objektiv“ zu erfassenden „Verhaltens“ begriffen und im Rahmen des empirischen Vorgehens als letztlich zu vernachlässigende Größe aus dem Zen-

trum des wissenschaftlichen Interesses verbannt wurden, könnten nun im Zuge der sozialwissenschaftlichen Anknüpfung an ein alltägliches Verständigungsmittel erfahren und abgebildet werden. Einer vermeintlich Objektivität verbürgenden Methodologie, die in ihrer Fokussierung beobachtbaren Verhaltens von den Wirklichkeiten menschlichen Handelns abstrahiert, könnte damit ein methodisches Vorgehen entgegengesetzt werden, das einen „authentischeren“ Blick auf psychische Binnenwelten ermöglicht.

Ein solches methodologisches Vorverständnis lebensgeschichtlicher Erzählungen birgt jedoch einige Probleme in sich: Es hieße nicht nur, dem objektivistischen Wissenschafts- und Methodenideal der zeitgenössischen Psychologie und der damit einhergehenden „antimentalistischen“ Haltung mit ihrer Abwertung des Intentionalitätsbegriffs den naiven Glauben entgegenzusetzen, Absichten und Intentionen eines Sichverhaltens wären beobachtbar. Es würde zugleich die Fortschreibung eines zergliedernden und reduktionistischen Gegenstandsverständnisses bedeuten: eines reduktionistischen Gegenstandsverständnisses insofern, als dabei eine Fokussierung auf das Individuum jenseits seiner sozial-kulturellen Einbettung in unterschiedliche geschichtlich-semantische Bedeutungsfelder vorgenommen würde.

Um die Sinn- und Bedeutungshaftigkeit menschlichen Handelns in angemessener Weise in theoretische und methodologische Konzeptionen der Psychologie einzubeziehen, sollten stattdessen die symbolisierenden, sprachlich-kommunikativen und kulturellen Praktiken, durch die sich eine spezifische Wirklichkeit konkretisiert, in den Vordergrund der Aufmerksamkeit rücken. Eine solche Perspektive schließt an eine Kulturpsychologie an, wie sie unter anderem etwa von Jerome Bruner (1991) skizziert wird.<sup>1</sup>

Das Beispiel, anhand dessen die Relevanz einer solchen kulturpsychologischen Orientierung verdeutlicht werden soll, entstammt dem Bereich der narrativen Biographieforschung. Dieser narrativen Biographieforschung liegen als Ausgangsmaterial ihrer interpretativen Praxis und Erfahrungsbildung verschriftete lebensgeschichtliche Erzählungen zugrunde.

Im folgenden soll zunächst eine im Rahmen der narrativen Biographieforschung häufig geäußerte Annahme thematisiert werden, die die Vorzüge dieser Methode nach Meinung von Erzähltheoretikern auch begründet. Anschließend wird diese Annahme auf der Basis zeittheoretischer Reflexionen im Anschluß an Schütz kritisch diskutiert, um darauf aufbauend die Funktionen lebensgeschichtlichen Erzählens einzukreisen.

## 1. Alltagserfahrung und narratives Interview

Im Zuge einer mit der interpretativen Sozialforschung verbundenen Wende hin zur Erforschung der alltäglichen Lebenswelt kommt insbesondere solchen Erhebungsverfahren Gewicht zu, die den Anspruch erheben können, direkt aus dem Bestand alltagsweltlicher Kommunikation abgeleitet zu sein. Vor allem das narrative Interview (Schütze 1976, 1983, 1987), das der Erhebung lebensgeschichtlicher (Groß-)Erzählungen dient und dabei die Strukturierung des zu Erzählenden weitgehend den Forschungspartnern (also den Erzählern) selbst überläßt, gilt gemeinhin als ideales Forschungsinstrument gerade zur Erhellung jener Bedeutungshaftigkeit, die der alltäglichen Handlungs- und Erfahrungswirklichkeit zugrunde liegt. Da Erzählungen auch im Alltag ein gängiges Medium des Erfahrungsaustausches darstellen, erfolge mit der Bezugnahme auf Erzählungen im Rahmen sozialwissenwissenschaftlicher Erkenntnisbildung im Prozeß der Datenerhebung eine Aktivierung des Systems „von kommunikativen Regeln“ (Hoffmann-Riem 1980, S. 348), „das auch außerhalb der Forschungssituation die Konstitution von Wirklichkeit leitet“ (ebd.). Im Unterschied zu anderen Darstellungsformen und methodischen Verfahrensweisen seien die im Rahmen narrativer Interviews erhobenen lebensgeschichtlichen Erzählungen folglich in besonderer Weise geeignet, die Handlungs- und Erlebniswirklichkeit der Vergangenheit wiederzugeben. Lebensgeschichtliche Erzählungen ermöglichen dieser Auffassung nach einen Blick auf „tatsächliche“ Handlungswirklichkeiten von Individuen und deren vergangene Lebenszusammenhänge. Sie zeichnen sich angeblich durch Strukturen aus, die der lebensgeschichtlichen Erfahrungsbildung analog sind und gelten als Medium, das ein umfassendes Bild des Lebensablaufs wie auch der subjektiven Binnensicht der Betroffenen widerspiegelt. Indem sie die Verflechtungen unterschiedlicher Lebensbereiche aufzeigen, scheinen sie im Unterschied zu anderen Erhebungsinstrumenten offensichtlich in besonderer Weise Einblicke in die individuelle Situiertheit des Handelns und Erlebens zu ermöglichen. Als „Spurensicherung im Alltäglichen“ (Meyer & Schulze 1985, S. 7) verstanden, gelten die mittels narrativer Vergegenwärtigungen sichtbar werdenden Erlebniswelten als privilegierte Quelle sozial- und individualgeschichtlicher Analysen, als Gegenstück auch zum grobmaschigen Netz strukturgeschichtlicher Analysen, das die *subjektive* Verarbeitung *objektiver* gesellschaftlicher Bedingungen dokumentiert.

Dichotomien wie die eben genannte Gegenüberstellung des „Subjektiven“ und des „Objektiven“ gehen mit dieser Forschungskonzeption häufiger einher – ebenso wie die binären Oppositionen zwischen dem „Individuellen“ und dem

„Sozialen“, dem „Psychologischen“ und dem „Soziologischen“. Sie sind eng verknüpft mit bestimmten methodologischen Orientierungen:

Was den methodologischen Status der verschrifteten Interviewtexte anbelangt - die Lebenserzählungen unserer Interviewpartner werden im allgemeinen verschriftet - so liegt dem soziologischen Narrativismus Schützes die Annahme zugrunde, daß die erzählte Lebensgeschichte - idealiter zumindest - das vergangene Leben abbildet. Eine Erzählung, Text bzw. Sprache an sich ist in diesem Sinn ein nicht weiter problematisiertes Hilfsmittel, ein neutraler Träger, der einen ihm vorausliegenden Sinn lediglich transportiert.

Als eine andere Variante dieser texttheoretischen Position kann eine Auffassung begriffen werden, die gegen erzählanalytische Verfahren im Rahmen der Sozialwissenschaften den Einwand richtet, lebensgeschichtliche Erzählungen wichen auf Grund spezifischer - gedächtnisbedingter - „Verzerrungen“ von einer faktischen Vergangenheit ab. Mit einer solchen Gegenüberstellung „subjektiver Deutungen“ als Ausdruck „subjektiven Sinns“ auf der einen Seite - der eben bestimmte Verzerrungen aufweist - und faktischen Ereignissen als „objektiven Strukturen“ auf der anderen Seite findet auch hier eine Dichotomisierung statt. Dem Vorwurf der „retrospektiven Verzerrung“ (Osterland 1983) als Einwand gegen erzähl- und biographieanalytische Verfahrensweisen liegt eine objektivistische Parallelisierung des Gedächtnisses mit einem Rekorder zugrunde. Beide Auffassungen, sowohl die Parallelisierung des Gedächtnisses mit einem Rekorder wie auch die Annahme des Narrativismus Schützes, daß *Erzähltexte* Strukturen aufweisen, die der lebensgeschichtlichen Erfahrungsbildung analog sind, gleichen sich in ihren texttheoretischen Vorannahmen. Durch die Textanalyse soll eine Rekonstruktion der den Texten zugrunde liegenden Wirklichkeit faktischer Ereignis- und Handlungsabfolgen vorgenommen werden. Diese Rekonstruktionen schließlich repräsentieren idealerweise - so die Annahme - auch psychische Binnenwelten, geben einen umfassenden Eindruck der Wirklichkeit subjektiven Handelns und Erleidens wieder.

## **2. Zum wirklichkeitskonstitutiven Charakter sprachlicher Darstellungsformen**

Von dieser Forschungsperspektive läßt sich eine texttheoretische Position unterscheiden, die die individuellen lebensgeschichtlichen Erinnerungsformen, wie sie auf Grund narrativer Interviews vorliegen, nicht in der dichotomen Spannung zwischen subjektivem Sinn und objektiven Strukturen ansiedelt,

sondern vom *kulturell bestimmten und formgeprägten Charakter* bestimmter Darstellungsweisen - in diesem Fall also der jeweiligen kulturell gültigen Formen der Selbstthematisierung - ausgeht. Wirklichkeit wird dieser Auffassung gemäß nicht als eine sprach- und begriffslos gedachte Welt aufgefaßt, sondern als eine immer schon gedeutete und symbolisch vermittelte Welt, die von den Mitgliedern einer Gesellschaft gemeinsam hergestellt wird. Sprache „repräsentiert“ dieser Auffassung nach unsere Erfahrungen nicht; Sprache ist vielmehr als konstitutive Bedingung unserer Erfahrungsbildung überhaupt aufzufassen. Soziale Wirklichkeit „vor“ ihrer sprachlichen Sinnstrukturiertheit erfassen zu wollen, wäre gemäß dieser Auffassung ein ebenso unmögliches Unterfangen wie der Versuch, lebensgeschichtliche Erfahrungszusammenhänge jenseits ihrer sprachlichen Artikulation als gegebene „Fakten“ zu begreifen.

Über die allgemeine hermeneutische Einsicht der sprachlichen Verfaßtheit der Erfahrungsbildung hinaus rückt in dieser zweiten texttheoretischen Perspektive die Erzählung als eine besondere Sprachform in den Mittelpunkt. Das heißt nicht nur, daß die lebensgeschichtliche Erzählung nicht als „objektives“ sinneutrales Medium aufgefaßt werden kann, mit dessen Hilfe wir vergangene Handlungs- und Erlebnisabläufe „rekonstruieren“ könnten, sondern auch, daß der besondere sprachliche Formcharakter lebensgeschichtlicher Erzählungen konstitutiv für die zur Sprache gebrachten lebensgeschichtlichen Wirklichkeiten ist. Lebensgeschichtliche Erzählungen als spezifische sprachliche Formen zeugen von einer Sinnhaftigkeit, die - jenseits der „Wiedergabe“ vergangener Ereignisse und Erlebnisse - auf kulturell gebundene Auffassungen sinnvoller Lebensgestalten verweisen. Die Erzählung bildet nicht „faktische“ Ereignisse und Erlebnisse ab, sondern stellt einen kommunikativen Akt dar, dem bestimmte Regeln der Selbst- und Fremdthematisierung zugrunde liegen. Der *Darstellungsform* der Erzählung kommen sinnstiftende Funktionen zu, die im Prozeß der psychologischen Erkenntnisbildung berücksichtigt werden müssen. Lebensgeschichtliche Erzählungen sind als „sprachliche Gebilde“ aufzufassen, die es „als solche zu analysieren gilt“ (Koller 1993, S.33).

Diese „sprachlichen Gebilde“ können mit jenen sprachlich typisierenden Leistungen in Verbindung gebracht werden, wie sie *Alfred Schütz* beschreibt. Jede individuelle Erfahrung basiert nach Schütz auf vorausgelegten Interpretationsrelevanzen. Diese schematisierten Erfahrungen bzw. diese „Typisierungen“ müssen vom Individuum nicht selbst gemacht worden sein, sondern entstammen auch dem einer Kultur gemeinsamen tradierten Wissensvorrat. Sie sind Basis der Wirklichkeitsorganisation einer Gesellschaft und garantieren eine intersubjektiv geteilte Wirklichkeitssicht.

Der Austausch von Erfahrungen – und auch die Transformation von sedimentierten Erfahrungsstrukturen durch die einzelnen Individuen selbst – findet dabei auf der Basis des Austausches von Symbolen statt. Eine privilegierte Rolle spielt hierbei die Sprache als „die Sedimentierung typischer Erfahrungsschemata, die in einer Gesellschaft typisch relevant sind“ (Schütz/Luckmann 1984, S. 283). Sprachliche Symbolisierung und Typisierung sind wechselseitig verschränkte, wichtige Konstituenten der Wirklichkeitskonstruktion: „Die Sprache ist ein System typisierender Erfahrungsschemata, das auf Idealisierungen und Anonymisierungen der unmittelbaren subjektiven Erfahrung beruht. Diese von der Subjektivität abgelösten Erfahrungstypisierungen sind sozial objektiviert, wodurch sie zu einem Bestandteil des dem Subjekt vorgegebenen gesellschaftlichen Apriori werden“ (ebd., S. 282).

Sprache als System von objektivierten lebensweltlichen Typisierungen erlaubt die Vermittlung intersubjektiv gültiger Sinnstrukturen ebenso wie sie die Herausbildung von Wirklichkeitskonstituenten und „neuen Bedeutungsfeldern“ (ebd., S. 283) ermöglicht. Als historisch überliefertes Deutungssystem bildet sie für den einzelnen auch die Voraussetzung, Einfluß auf überkommene Sinnstrukturen zu nehmen. Sprache verortet den Einzelnen im Gefüge der menschlichen Gemeinschaft und sichert die Objektivation der in unmittelbaren Situationen entstandenen subjektiven Erfahrungen. Diese lösen sich von ihren konkreten Situationen ab und gewinnen den Charakter übergreifender, verbindender Institutionen. Die Sprache bietet damit dem Individuum nicht nur einen Rahmen, um Erlebnisse zu deuten und anderen zu vermitteln, sondern ermöglicht damit die Bereitstellung von Kategorien, um Erfahrungen überhaupt erst zu machen.

Sprache ist ein Mittel der Selbstobjektivierung. Sie ist gleichsam das Medium, in dem der von Mead beschriebene Perspektivenwechsel stattfinden kann und der einzelne „lernt“, sich mit den Augen anderer zu sehen. Mit dem Bezug auf sich selbst, der Selbstreflexion, geht immer auch eine Verweisung auf eine Sprachgemeinschaft und historisch gewachsene Formen der Selbst- und Welt-sicht einher. Selbsterfahrung bindet sich an andere und bezieht diese anderen auch ein – selbst in einem (Kommunikations-)Kontext, in dem keine unmittelbare Interaktion mit anderen stattfindet, in dem der einzelne beispielsweise „alleine“ über sich nachdenkt, sich in sich selbst versenkt. Gerade die Besonderheit der „natürlichen Einstellung“ (Schütz) führt auch bezüglich dieses Punktes dazu, zu „vergessen“, daß an diesen Selbstreflexionen symbolisch anwesende Andere gegenwärtig beteiligt sind. Es erscheint uns geradezu selbstverständlich, daß unsere Gedanken über uns selbst in diesen Momenten nur uns selbst betreffen. Auch wenn wir unsere Erlebnisse anderen mitteilen – in Form einer Erzählung – hinterfragen wir die Möglichkeit der „Wiedergabe“ uns eigener

Erlebnisse bzw. Erfahrungen nicht, ebenso wie wir an den Erlebnissen von anderen, die in deren Erzählungen zum Ausdruck kommen, teilhaben können, ohne „in eine fremde Welt“ einzutreten, ohne diese also „nicht verstehen“ zu können oder an deren Wahrhaftigkeit zu zweifeln. Daß wir uns im Rahmen konkreter alltäglicher Interaktionen symbolischer Ausdrucksformen bedienen, ist uns nicht bewußt. Weder wird uns im Alltag beispielsweise die Kommunikationsform der Erzählung problematisch noch wird diese als Thema überhaupt relevant.

### **3. Die zeitliche Struktur menschlicher Erfahrungsbildung**

Die These, daß lebensgeschichtliche Erzählungen in ihrer sprachlichen Besonderheit auf einen Sinn- und Bedeutungsgehalt verweisen, der sich von der alltäglichen Handlungs- und Erfahrungswirklichkeit unterscheidet, soll im folgenden anhand eines weiteren Aspekts im Werk von Schütz begründet werden, anhand zeitlicher Sinngliederungen und -differenzierungen. Zeitliche Strukturen stellen zwar nicht den einzigen Bestimmungsgrund menschlicher Erfahrungsbildung dar, sie markieren jedoch einen ganz wesentlichen Aspekt, der die Vermittlung subjektiven Erlebens mit typisierten Ausdrucksformen, wie sie im Rahmen einer lebensgeschichtlichen Selbstthematisierung zu leisten ist, zu verdeutlichen vermag. Wenn, wie Ricoeur (1988) feststellt, „zwischen dem Erzählen einer Geschichte und dem zeitlichen Charakter der menschlichen Erfahrung eine Korrelation besteht“ (S. 87), wenn das Erzählen in diesem Sinne sogar als „die sprachliche Bedingung der Möglichkeit von Zeiterfahrung“ (Straub 1993, S. 22) gilt, liegt es besonders nahe, Überlegungen zur Darstellung von Erfahrungen mittels lebensgeschichtlicher Erzählungen an Reflexionen auf die Zeitlichkeit menschlicher Erfahrungszusammenhänge zu binden. Eine wichtige Frage wird dabei sein, „ob Zeit etwas ist, was wir erfahren, oder ob sie stattdessen eine bestimmte Art ist, Erfahrungen zu ordnen“ (Danto 1993, S. 49). Neben einer Erläuterung vor allem der Aspekte der Erfahrungsbildung in der „inneren Dauer“ und der „subjektiven Zeit“ soll insbesondere auch auf ihre Äußerung in Erzählungen eingegangen werden. Dabei wird schließlich deutlich werden, daß Erzählungen nicht nur hinsichtlich „inhaltlicher“ Aspekte – der Ebene des dargestellten Geschehens sowie der sich darauf beziehenden Wissens Elemente –, sondern auch hinsichtlich eher formaler Aspekte, wie sie die Gesamtgestalt von Erzählungen strukturieren, sozial abgeleitet sind und als solche wirklichkeitskonstitutive Relevanzen entfalten.

Wie Schütz/Luckmann (1979 u. 1984) ausführen, kommt nicht Ereignissen als solchen Bedeutung zu, vielmehr erfolgt die Konstitution subjektiv bedeutsamer Erfahrungen erst in der *rückschauenden Vergegenwärtigung*. Nicht die Ereignisse an sich sind also sinnvoll; erst auf Grund unserer Rückschau, auf Grund unserer *Erinnerung* werden vergangene Ereignisse/Erlebnisse zu subjektiv bedeutsamen Erfahrungen, deren Konstitution nun bedacht werden kann. Mit der zuvor erfolgten Erläuterung der Rolle sprachlicher Typisierungen im Rahmen der menschlichen Erfahrungsbildung läßt sich nun ergänzend festhalten, daß die Konstruktion von Erinnerungen in der rückschauenden Vergegenwärtigung mithilfe sprachlicher Konzeptualisierungen, die dem gesellschaftlichen Wissensvorrat entstammen, erfolgt. Jede individuelle Erfahrung basiert auf kollektiven Erfahrungszusammenhängen; der subjektive Sinn der Erfahrung, wie die betreffenden Subjekte ihn reflexiv vergegenwärtigen können, resultiert zwangsläufig aus traditionellen Sinnzusammenhängen, auch wenn ihr eine idiosynkratische Komponente eigen sein mag. Nach Schütz kann die Sinnzuweisung bzw. können sinnvolle Erfahrungen erst in der reflektiven Erfassung und damit auf Grund sprachlicher Verweisungszusammenhänge erfolgen.

Nach Schütz können drei Zeitmodi unterschieden werden: erstens die *Rhythmen der subjektiven inneren Dauer*, die sich der Erfahrbarkeit grundsätzlich entziehen, die aber die Grundlage jeglicher Erfahrungsbildung darstellen; zweitens alltäglich gültige und intersubjektiv verbindliche Zeitkategorien: die *Zeitlichkeit des alltäglichen Lebens*, die Zeitlichkeit, die uns im allgemeinen bewußt ist und die wir als Grundlage unserer alltäglichen Erfahrung erleben; und drittens sogenannte *lebensdeutende und lebensplanende Sinnkategorien*.

Ich führe die Zeitmodi im Folgenden aus: Als zeitliche Grundlage jeglicher Erfahrung können zwar die Rhythmen der sogenannten inneren Dauer gelten – „auf ihrer Basis werden sowohl reflektive Zuwendungen zu vergangenen Erfahrungen als auch prospektive Vorstellungen zukünftiger Zustände bewußt in den Griff genommen“ (Luckmann 1983, S. 19); doch die Rhythmen der inneren Dauer sind überlagert von Kategorien, die der inneren Dauer selbst *nicht* entsprechen. Die subjektiven Rhythmen werden im Gegenteil in der erinnernden Rückschau immer stärker von *gesellschaftlich bedeutsamen Typisierungen* bestimmt. Während die Wahrnehmungsmodalitäten nach Schütz „innerhalb der Welt in aktueller Reichweite“ (Schütz/Luckmann 1979, S. 64) von großer „subjektiver Bedeutung“ (ebd.) sind, „verblassen“ (ebd.) sie in der Erinnerung zunehmend, da die durch die Erinnerung „erfaßten Gegenstände (...) immer mehr vermittels Typisierungen geweckt werden, die in sozial objektivierten, versprachlichte Bedeutungszusammenhänge eingebettet sind“ (ebd.). Diese objektivierten Bedeutungszusammenhänge aber „idealisieren und anonymisieren weitgehend die in der aktuellen Erfahrung noch lebendigen Sinnesmodalitäten



und Auffassungsperspektiven“ (ebd.). Die vergangenheitsbezogenen reflektiven Vergegenwärtigungen stellen keineswegs den subjektiven Erlebnisabfolgen identische Korrelate dar.

Quasi „natürlich“ stehen sozial vermittelte sprachbezogene Zeit-Kategorien als sinnstiftende Grammatik alltäglichen Lebens bereit und stellen unhinterfragte Wirklichkeitskonstituenten dar. „Die Grundausrüstung der den Rhythmen des Erlebnisstroms ‚aufgesetzten‘ Zeitformen besteht aus den Erinnerungs- und Erwartungsgewohnheiten des täglichen Lebens“ (Luckmann 1983, S. 19, Hervorh. H.A.). Diese Erinnerungs- und Erwartungsgewohnheiten des täglichen Lebens lassen das Individuum über ein Inventar routinisierter Erfahrungsdeutungen und Handlungsmöglichkeiten verfügen – ein Inventar, das im alltäglichen Wirkzusammenhang, der sich mit demjenigen anderer durchkreuzt, die Synchronisierung des Handelns bewirkt und eine gemeinsame, intersubjektiv geteilte Welt sichert. Diese Erinnerungs- und Erwartungsgewohnheiten des täglichen Lebens stellen lebensweltliche Grundstrukturen dar und sind „für Verständigung *als solche* konstitutiv“ (Habermas 1988, S. 192; Hervorh. i.O.).

„Als solche“ sind diese Erinnerungsgewohnheiten nicht bewußt; sie stellen einen – in der „natürlichen Einstellung“ (Schütz) unbemerkten – wirklichkeitskonstitutiven Horizont dar, vor dem sich Individuen der Mitteilbarkeit ihrer Erfahrungen versichern.

Nun zu einem weiteren Zeitmodus, der im Unterschied zur alltäglichen zeitlichen Sinnhaftigkeit verhältnismäßig „weit“ von der subjektiven, inneren Dauer entfernt ist. Neben diesen alltäglichen, sozial objektivierten Zeit- und Sinnbegriffen, die den Tagesablauf bestimmen, existieren noch zeitliche Kategorien, die diese einzelnen Tagesabläufe sozusagen übergreifend umspannen: lebensdeutende- und lebensplanende Zeit- und Sinnkategorien. Diese lebensdeutenden Sinnkategorien sind, wie Luckmann hervorhebt, im Unterschied zur Zeitlichkeit des täglichen Lebens als hochgradig objektivierte Zeitkategorien aufzufassen – als Kategorien, die zu Institutionen bzw. Bestandteilen von Institutionen werden. Diese Sinnkategorien umgreifen als gesellschaftlich gebundene Vorstellungen über Lebensläufe den Horizont einzelner Tagesläufe.

Eine biographische Vergegenwärtigung nun, die größere Abläufe unseres vergangenen Lebens in den Blick nimmt, erfaßt sehr viele der einzelnen Tagesläufe in ihrem *polythetischen* Aufbau in einer *monothetischen* Weise (vgl. Luckmann 1983, S. 21). Polythetisch meint den schrittweisen Aufbau lebensgeschichtlicher Erfahrungszusammenhänge, bezieht sich also auf die in vielen einzelnen Tagesläufen gemachten Erfahrungen, während der Begriff des monothetischen Zugriffs auf die sich in einem einzigen deutenden Akt konstituierende

Sinnsetzung, wie sie auf Grund lebensdeutender Sinnkategorien erfolgt, abzielt. Der polythetische Erfahrungsaufbau wird mit dem lebensgeschichtlichen Erzählen also in einer monothetischen Weise erfaßt.

In diesem monothetischen Zugriff auf vergangene Handlungs- und Erfahrungszusammenhänge, wie er durch das lebensgeschichtliche Erzählen erfolgt, liegt die Differenz zwischen alltäglichen und lebensdeutenden Zeit- und Sinnkategorien begründet.

Wie Luckmann bemerkt, haben zwar auch lebensdeutende Sinnkategorien – ebenso wie die Sinnstrukturen des alltäglichen Lebens – ihren Ursprung in der intersubjektivität. „Sie entstehen in der wechselseitigen Verantwortung und Verantwortungszuschreibung für Handlungen im intersubjektiven Handeln: in der Grundform des kollektiven Gedächtnisses“ (ebd., S. 20). Allerdings sind diese Kategorien von ihrer im unmittelbaren intersubjektiven Handeln begründeten Entstehung „unabhängig“ geworden; es handelt sich vielmehr um *historische Ausformungen* biographischen Sinns. Damit aber wird ein entscheidender Unterschied zur Zeitlichkeit des täglichen Lebens markiert. Während die Zeitlichkeit des täglichen Lebens noch als „der ‚rein subjektiven‘ inneren Dauer des Menschen ‚aufgesetzt‘, „gelten kann und „von ihrer Rhythmik sozusagen mitgerissen und modifiziert“ wird, sind lebensdeutende und -planende Sinnkategorien gesellschaftlich so hochgradig objektiviert, daß sie von der Rhythmik der inneren Dauer gänzlich unabhängig werden“ (ebd.).

Im Unterschied zur zeitlichen Gliederung des Tageslaufs, der der inneren Dauer „aufgesetzt“ ist, sind biographische Artikulationsformen den subjektiven Rhythmen des Erlebnisverlaufs damit verhältnismäßig weit entfernt: Anders als die „Erinnerungs- und Erwartungsgewohnheiten des täglichen Lebens“ (ebd., S. 19) verweist die biographische Erinnerungstätigkeit auf kulturell gebundene, formalisierte Typen der Selbst- und Fremdtthematisierung, die als solche aber nicht Gegenstand der Reflexion werden. Sie werden „in konkrete Selbstverständlichkeiten der Selbst- und Fremdauffassung eingeschmolzen“ (Schütz/Luckmann 1979, S. 126) und in der „natürlichen Einstellung“ bleibt der wahrnehmungsleitende Charakter dieser kulturellen Formungen der bewußten Reflexion entzogen. Sie bestimmen aber das jeweilige Selbst- und Weltverhältnis des einzelnen.

Die zeitlichen Strukturen, wie sie Formen lebensgeschichtlicher Erzählungen aufweisen, sind also keine Spiegelungen „alltagsweltlicher“ Zeiterfahrungen, sondern haben ihre eigene Zeitlichkeit – eine Zeitlichkeit, die sich beispielsweise in unserer Kultur als zeitliche Konsekutionslogik zeigen kann: „zuerst kam das, dann kam das, und weil jenes Ereignis eintrat, kam es schließlich zu ...“: Diese Art von Darstellung mag zwar auf faktische Ereignisse bzw. Erlebnisse

verweisen, die in der Vergangenheit stattgefunden haben können. Die Sinndeutung hinsichtlich der Vergangenheit wird aber in jedem Fall auch einer bestimmten kulturspezifischen Logik der Darstellung untergeordnet sein. Die den monotheistischen Zugriff ermöglichenden *biographischen Interpretationsschemata* sind *Sinnkategorien, die kulturellen und historischen Rahmenbedingungen unterworfen sind.*

Neben wirklichkeitskonstituierenden *zeitlichen Strukturen*, durch die sich sinnvolle Gestalten der Lebensdeutung auszeichnen, werden dabei auch *sachliche*, „*inhaltliche*“ Bezüge der in einer Kultur möglichen Variationen der Lebensführung vermittelt. Bestimmte Ereignisse, die innerhalb eines Kulturkreises als identitätsrelevante Ereignisse aufgefaßt werden, Erlebnisse, die als auslegungsbedürftig oder sinnvoll gelten, werden dann auch die Ankerpunkte einer Erzählung bilden. Typen, die jeder konkreten, jeder Individualerzählung vorausgehen, umschließen also *sach- wie auch zeitlogische Aspekte*. Diese Typen können geschlechtsspezifische Vorstellungen ausdrücken, darunter können beispielsweise auch negativ sanktionierte Karrieren, also abweichende Karrieren fallen. Derartige Typen bzw. Biographien können theoretisch gelagert sein, können beispielsweise in einem psychoanalytischen oder auch entwicklungspsychologischen Rahmen verankert werden, vor dem Hintergrund soziologischer oder beispielsweise auch religiöser Kategorien verfaßt sein. Jede dieser Textformen enthält eine spezifische „Ebene identifikatorischer Sinnbildung“ (Leitner 1982, S. 72), vor deren Horizont die jeweilige Selbstbeschreibung stattfindet.

#### 4. Zur Funktion von Selbstbeschreibungen

Über diese Selbstbeschreibungen findet für das Individuum eine Wirklichkeitsverankerung in einer intersubjektiv geteilten Wirklichkeit statt. Selbstbeschreibungen kommt die Funktion zu, das Individuum im jeweiligen sozialen Gefüge zu positionieren und es als Mitglied einer bestimmten Kultur auszuweisen. Selbstbeschreibungen sind in diesem Sinn sozial teilbare Gestalten, die Grundbedingungen von Intersubjektivität darstellen. Sie ermöglichen dem einzelnen, sich selbst mit den Augen anderer zu sehen (anderer einer sozialen Gemeinschaft). Damit stiften sie eine Gegenwart mit anderen und bestimmen das für eine jeweilige Gesellschaft gültige Verhältnis von Ich und Welt, von Ich und den anderen.

Selbstbeschreibungen sind in diesem Sinne Ausdruck sozialer Identität. Die Funktion des lebensgeschichtlichen Erzählens ist also nicht darin zu sehen, die

Unverwechselbarkeit des Individuums und seiner Lebensgeschichte zum Ausdruck zu bringen. Der Ausdruck der Unverwechselbarkeit und Einzigartigkeit des Individuums – diese Vorstellung wäre im Gegenteil als Bestandteil einer kulturspezifischen Grammatik, als eine bestimmte historische Ausprägung eines Typus' der Selbstbeschreibung aufzufassen. Die lebensgeschichtliche Erzählung beschreibt nicht in erster Linie das Individuum selbst, sondern das Individuum in seinem Verhältnis zur Welt und zu seinen Zeitgenossen. Sie weist es als Mit-Mensch in einer Kultur aus, der mit anderen eine gemeinsame Wirklichkeitssicht teilt. In diesem Sinne kann die lebensgeschichtliche Erzählung nicht lediglich unter dem Gesichtspunkt des Ausdrucks von *persönlicher Identität* aufgefaßt werden – auch nicht der Darstellung etwa des „Inneren“, wäre dieses „Innere“ doch nur die eine Seite einer kulturspezifischen Grammatik, die komplementär des Begriffs des „Äußeren“ als ihres Gegenstücks bedarf. Lebensgeschichtlichen Erzählungen als typisierten Großformen des Sprechens, die im Laufe der Moderne eine zunehmende Verbreitung gefunden haben, liegen lebensdeutende Sinnkategorien zugrunde, die auf die für die Moderne *typischen* Muster der Selbst- und Weltsicht verweisen. Narrative Selbstvergegenwärtigungen sind wirklichkeitskonstitutiver Bestandteil von westlichen Kulturkreisen: Sie bilden den Horizont unserer Selbst- und Weltwahrnehmung. Als Bestandteil modernen kulturellen Selbstverständnisses stellen sie unbefragt die Hohlformen unserer jeweiligen Selbst- und Weltverhältnisse bereit.

## 5. Schluß

Schütz' Ausführungen zur zeitlichen Gliederung der menschlichen Erfahrungsbildung führen zum Schluß, daß lebensgeschichtliche Erzählungen als typisierte Lebensgestalten keinen Blick auf die alltägliche Handlungspraxis und die dieser zugrunde liegenden Sinnhaftigkeit erlauben. Die typisierend-sinnbildende Folie, die der alltäglichen Handlungspraxis und deren konstitutiven Bedingungen durch den monothetischen lebensdeutenden Zugriff lebensgeschichtlichen Erzählens unterlegt wird, zeigt sich von den alltäglichen Interpretationsrelevanzen unterschieden. Lebensgeschichtliche Erzählungen, wie wir sie im Rahmen biographisch-narrativer Interviews erheben, verweisen auf einen eigenen Sinn- und Bedeutungsgehalt, der – unter methodischen Aspekten – berücksichtigt werden muß.

Im Hinblick auf die Struktur lebensgeschichtlicher Erinnerungsformen heißt das, daß Erinnerungen nicht als in isolierten Bewußtseinen von Individuen

stattfindend gedacht werden können, sondern in den Rahmen interaktiver und diskursiver Praktiken der Konstitution von Wirklichkeit gestellt werden sollten. Unser Untersuchungsfeld wird folglich nicht durch die Repräsentationen vergangener Wirklichkeiten und individueller Welten konstituiert, sondern zunächst durch die Untersuchung der kulturellen Praktiken, mit denen Individuen eine gemeinsam geteilte Wirklichkeit herstellen. Psychologisch relevante Fragestellungen leiten sich in diesem Sinn nicht aus der isolierten Betrachtung des Individuums ab.

Was sich anhand dieses Beispiels im Hinblick auf individuelle Erinnerungszusammenhänge formiert, kann sicherlich auch für weitere Bereiche der Psychologie Gültigkeit beanspruchen: Aus der erfahrungsstrukturierenden Funktion kulturell gültiger Schemata der Selbst- und Weltwahrnehmung läßt sich für die psychologische Forschung ableiten, daß wir jene sprachlich-kommunikativen Leistungen einer kulturellen Praxis, wie sie für die Konstruktion psychosozialer Wirklichkeiten grundlegend sind, stärker ins Auge fassen sollten. Diese kulturellen Symbolzusammenhänge gehen nicht „in der Dichotomie von Subjekt und Objekt bzw. von Individuum und Gesellschaft“ (Koller 1993, S. 33) auf. Die Psychologie bzw. auch die Sozialwissenschaften müßten vielmehr der interaktiv-sozialen und symbolisch-kollektiven Bedeutungskonstitution individueller Handlungen und individueller Handlungsauffassungen Rechnung tragen.

## Anmerkung

- 1 Jerome Bruner (1991) plädiert im Rahmen seines Buches „Acts of Meaning“ für eine Erneuerung bzw. eine Wende insbesondere in der wissenschaftlichen Psychologie. Den Schlüsselbegriff stellt dabei der Begriff der *Bedeutung* dar - Bedeutung, wie sie im Rahmen der alltäglichen Handlungs- und Lebenspraxis konstituiert wird. Diese Bedeutungshaftigkeit, die auf ein kollektiv verbindliches Netz historischer und kultureller Sinnzusammenhänge verweist, sollte nach Bruner schließlich auch die Grundlage einer wissenschaftlichen Psychologie - einer „Kulturpsychologie“ - darstellen. Der Begriff „Kulturpsychologie“ zielt dabei keineswegs lediglich auf die Etablierung einer Teildisziplin der Psychologie, sondern impliziert gegenstandstheoretische und methodologisch-methodische Perspektiven, die als Grundlegung jeder mit dem Menschen befaßten Wissenschaft gelten können.

Neben Bruner beziehen sich auch andere kulturpsychologische Ansätze auf den Sinn- und Bedeutungs begriff, so z.B. Boesch (1980, 1991), Cole (1990), Shweder (1990), Smith/Harré/Van Langenhove (1995). Die gegenseitige

Fundierungsrelation von Kultur und Psyche und interdisziplinäre Programmatiken werden auch in den Beiträgen der von Valsiner (seit 1995) herausgegebenen Zeitschrift „Culture&Society“ hervorgehoben.

## Literatur

- Appelsmeyer, Heide (1996). Stil und Typisierung in weiblichen Lebensentwürfen. Eine vergleichende Analyse biographischer und literarischer Konstruktionen älterer Frauen. Deutscher Studien Verlag: Weinheim.
- Bruner, Jerome (1990). Acts of Meaning. Cambridge/Mass., London: Harvard University Press.
- Boesch, Ernst E. (1980). Kultur und Handlung. Einführung in die Kulturpsychologie. Bern: Huber.
- Boesch, Ernst E. (1991). Symbolic Action Theory and Cultural Psychology. Berlin, Heidelberg, New York: Springer.
- Cole, Michael (1990). Cultural Psychology: A Once and Future Discipline? In: John J. Berman (Hg.). Cross-Cultural Perspectives. Nebraska Symposium on Motivation, 1989. Lincoln, London: University of Nebraska Press.
- Danto, Arthur C. (1993). Jean Paul Sartre. Göttingen: Steidl (Originalausg. 1975).
- Hoffmann-Riem, Christa (1980). Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2, 339-372.
- Koller, Hans-Christoph (1993). Biographie als rhetorisches Konstrukt. BIOS, 6, 33-45.
- Luckmann, Thomas (1983). Lebensweltliche Zeitkategorien, Zeitstrukturen des Alltags und der Ort des historischen Bewußtseins. In: Bernard Cerquiglini & Hans Ulrich Gumbrecht (Hgg.). Der Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte: Wissenschaftsgeschichte als Innovationsvorgabe. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Leitner, Hartman (1982). Lebenslauf und Identität: Die kulturelle Konstruktion von Zeit in der Biographie. Frankfurt: Campus.
- Meyer, Sibylle & Schulze, Eva (1985). Wie wir das alles geschafft haben. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945. München: Beck.
- Ricoeur, Paul (1988). Zeit und Erzählung. Bd. I: Zeit und historische Erzählung. München: Fink.
- Schütz, Alfred & Luckmann, Thomas (1979 u. 1984). Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1 u. 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

- Schütze, Fritz (1976). Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.). Kommunikative Sozialforschung. München: Fink.
- Schütze, Fritz (1983). Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 13, 283-293.
- Schütze, Fritz (1987). Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen. Fernstudienkurs der Fernuniversität Hagen. Teil I: Merkmale von Alltagserzählungen und was wir mit ihrer Hilfe erkennen können. Hagen.
- Shweder, Richard A. (1990). Cultural psychology - what is it? In: James W. Stigler, Richard A. Shweder & Gilbert Herdt (Hgg.). Cultural Psychology. Essays on Comparative Human Development, 1-43. Cambridge: Cambridge University Press.
- Smith, Jonathan A./Harré, Rom/Van Langenhove, Luk (Eds.) (1995). Rethinking Psychology. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage.
- Straub, Jürgen (1993). Geschichte, Biographie und friedenspolitisches Handeln. Opladen: Leske+Budrich.

*Zur Autorin:* Dr. Heide Appelsmeyer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Psychologischen Institut der Universität Erlangen-Nürnberg.

*Anschrift:* Institut für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg, Kochstr. 4, D-91054 Erlangen.